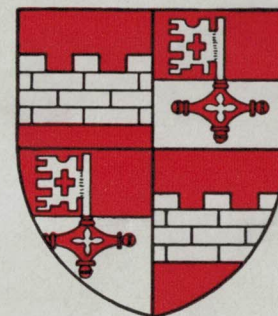


# Sarner Kollegi-Chronik



---

4. Jahrgang

Heft 2

Februar 1942



# Sarner Kollegi-Chronik

4. Jahrgang

Heft 2

Februar 1942

## Gesegnet die Not!

In unserer Sarner Chronik (Jahrgang 2, Heft 2 und 4) haben wir gelesen, daß wir die Zeit sind, und daß die Zeit so wird, wie wir sie gestalten. Mut soll uns das geben und uns mit einer Zuversicht erfüllen, die sich von keinem Angstgefühl beirren und brechen läßt.

Wir haben über die Katastrophen der vergangenen Monate, die grad immer nur bis an unsere Grenzen ihre Wellen warfen, diese Zuversicht allmählich wieder gewonnen, haben uns an die Ungunst der Zeit gewöhnt wie im letzten Kriege und denken wohl auch, es werde alles vorbeigehen. Dieser Trost, so gut er für den Augenblick sein mag, ist aber doch zu billig für uns, für Männer, die Einsicht in die Dinge haben und Verantwortung tragen.

Es ist nicht gesagt, daß der morgige Tag entbehrungsloser sein wird als der heutige, die nächste Woche nicht fühlbar knapper als diese, der kommende Monat nicht härter als der vergangene. — Vor mir liegt eine Zeitung mit dem fettgedruckten Titel: »Englische Blockadeverstärkung für die Schweiz«. Wie weit sie sich ausgewirkt haben wird, wenn diese Zeilen gedruckt sind, das wird sich zeigen. Sicher aber ist das nur ein einziger Faden im Garn, das sich um uns, abschnürend, immer enger zieht. Wir fühlen sie tatsächlich, die Notlage, jeder in seinem Maß.

Nur ihr Schweres? — Oder auch ihren Segen?

Den Segen dieser Notlage?

Jawohl, ihren Segen!

Sie zwingt uns zur alten Einfachheit und Anspruchslosigkeit zurück, aus der unser Volk einst stark geworden ist.

Ich rede nicht den primitiven Verhältnissen unserer Urväter das Wort. Wir stehen nicht mehr auf der Stufe der Eis- und Steinzeitmenschen und haben das Recht auf die Güter, die uns eine fortgeschrittene Welt geschenkt hat.

Aber schwer war es immer, im Reichtum einer hochentwickelten Überkultur dort haltzumachen mit seinen Ansprüchen, wo das nicht



mehr Notwendige und das nicht mehr Zuträgliche, sogar das Schädliche begann. Und manches, das wir heute nur schwer entbehren würden und entbehren werden, war und ist uns doch zum Unsegen: alles, was verweichlicht, abstumpft, was Arbeitskraft und Unternehmungslust lähmt. Überfluß war immer der Tod der Selbstbescheidung und damit der innern Zucht. Wo aber die innere Zucht nicht ist, da ist auch nicht die seelische Spannung, nicht der Wille zur Leistung, nicht der Wille zum Werk. Gesegnet sei darum die Not, die uns zwingen wird, zurückzukehren zur Einfachheit des Notwendigen. Ja, »gesegnet die Not, die uns nottut, uns zu befreien aus der Knechtschaft des Unnötigen!« (Bundesfeierspiel zu Schwyz.)

Die Notlage zwingt uns zur Selbsthilfe.

Unsere militärische Tüchtigkeit und Entschlossenheit werden uns stetsfort ins Bewußtsein gehämmert. Wer wagt daran zu zweifeln? Im Wirtschaftlichen ist diese Selbsthilfe in weitestem Maße organisiert worden. Sie hat Umstellung gefordert, für manchen in empfindlicher Weise. Aber hat sie nicht auch Möglichkeiten aufgezeigt, auf die bis jetzt nicht gedacht worden war? Hat sie nicht gezwungen, aus altgewohnter Einseitigkeit, die schon fast unabänderliche Gesetzeskraft hatte, umzustellen auf fruchttragendere Methoden?

Und auf geistigem Gebiet? Sicher, wir anerkennen dankbar, was wir an vorzüglichem Guten stets empfangen haben, und wollen uns nie auf einen schlechtverstandenen Provinzialismus einschränken; denn auch das Empfangen ist, recht verstanden und richtig betätigt, eine Tugend. Aber wir fühlen es doch, daß wir mehr und mehr auf uns selber gestellt sind. So sind wir unserer Eigenart, unserer Möglichkeiten, unseres Reichtums bewußt geworden. So schaffen wir auch aus unserm eigenen Traditionsgut, aus unserer wesenseigenen Art. Die Herausgabe schweizerischer Lehrbücher, die von eigenem Können zeugen, Betonung des staatsbürgerlichen Unterrichtes, der den Willen zum Schweizertum wachruft, die herrlichen Vaterlandsspiele und Lieder, die wieder hervorgeholt und neugeschaffen wurden und vom Heldentum singen, das verborgen in unserm Volke ruht; das alles sind nur einige wenige Aspekte. Wahrhaftig, Sichten öffnen sich und werden sich weiterhin öffnen. Quellen springen wieder auf, die verschüttet waren, Wege werden neu entdeckt, die man vergessen hatte. Ein Segen der Not, die uns zwingt, auf uns selber zu stehen, aus eigenen Tiefen zu bauen, aus eigener Kraft zu gestalten!

Kräfte werden wachgerufen, die wir nie gefühlt.

Der alte Satz: Dein Können wächst mit deiner Aufgabe, gilt nicht nur in der Prosa eines Schulzimmers, gilt nicht nur vom einzelnen, er gilt auch von einem Volk. Unsere Kraft wird, so wollen wir doch hoffen, nicht erprobt in blutiger, von fremder Macht uns aufgezwungener Verteidigung. Sie hat sich zu bewähren im Durchhalten einer vor allem wirtschaftlichen Zwangslage und im Tragen finanzieller Opfer, Dinge, die um so härter drücken, je länger sie dauern. Eine ruhmlose und unfruchtbare Heldenzeit, von der in spätern Geschichtsbüchern keine Blätter melden wie von den Finnen und Griechen. Und doch eine Heldenzeit, wenn wir ihr Ehre machen! Nicht der Heroismus der Schlachtfelder ist das Größte, sondern größer ist, was ihn ermöglicht: innere Bereitschaft, Disziplin und Seelengröße. Die aber leuchten unverhalten auch aus dem Heroismus des Verzichtes und des Opfers.

Und wird sich darin unsere Kraft und damit unser Heroismus erschöpfen, im Dulden und Tragen? Am größten wäre er, wenn er auch in der Stunde der Not über das Dulden und Tragen hinaus fruchtbar zu schaffen und segnend zu spenden vermöchte!

P. Engelbert Ming, Kap., Altsarner.

## Die Feier des Zentenars

Gar viele Leser der Kollegi-Chronik hätten gern etwas mehr von der Feier des Jubiläums vernommen. Um diesem berechtigten und ehren- den Wunsch in etwa zu entsprechen, soll hier ein kurzer Bericht von den Feierlichkeiten gegeben werden.

Die Einleitung zum Fest, »zum 100. Gedenktag der Übernahme der kantonalen Lehranstalt durch die hochwürdigen Kapitularen von Muri« machte sozusagen der »Obwaldner Volksfreund«, der mit bebildeter Sondernummer zu diesem Zweck einen Tag früher erschien.

Die Feier selbst bewegte sich aus den im letzten Heft schon dargelegten Gründen in bescheidenem Rahmen. Vor allem mußte von der Einladung Auswärtiger abgesehen werden. Immerhin war die Gymnasialkirche aufs schönste geziert, in welche der ganze Konvent mit dem hochwürdigsten Abt Dominikus und den Behörden feierlich zum Pontifikalamt einzog. Sinnvolle Chronogramme, an deren Abfassung sich lateinkundige Studenten in erfolgreichem Wettstreit beteiligten, deuteten über allen Eingängen die Einmaligkeit des Tages. Der Sängerkhor, groß und klein, sang unter der bewährten Leitung von P. Yvo die eigenartig aufgebaute und sehr einprägsame fünfstim-



mige Festmesse von Bernhard Hartmann, Domkapellmeister in Köln, sowie ein in klassischer Polyphonie gehaltenes Ave verum. Der hochwürdigste Festprediger, Se. Gnaden Abt Augustin Borer, O. S. B., sprach mit sichtlicher Begeisterung von den Magnalia Dei, den Großtaten Gottes im vergangenen Jahrhundert: der Stein, den die kulturkämpferischen Radikalen des Aargaus unter Führung des Semindirektors Augustin Keller in blindem Klosterhaß verwarfen, ist zum Eckstein einer neuen Bildungsstätte geworden, die sich in hundert Jahren stetig, mächtig und prächtig entfaltete. »Das gepflanzte Reis schattet den Enkeln« (Goethe). Daraus möchten die Studenten die Lehre ziehen, sich mit Gottvertrauen und Treue an die Arbeit zu machen, das führe zu lichten Höhen, wie das hundertjährige Bestehen des Kollegiums zeige. Ein machtvoll klingendes Te Deum schloß die kirchliche Feier. — Beim einfachen Festmahl rief Abt Dominikus den Geist der Muri-Mönche auf, den Geist der Einheit, Zusammenarbeit und Liebe auch bei widerwärtigen Zeitumständen. Sein Dankeswort galt den Behörden von Obwalden. Für diese hielt Herr Landammann und Ständerat Dr. Walter Amstalden die von wohlthuender Wärme und Zuversicht getragene Tischrede, worin er mit wenigen Strichen die geschichtliche Entwicklung umriß und das gute, von keinem Mißton je getrübt Verhältnis zwischen dem Konvent Muri-Gries und der Obwaldner Regierung feierte. Der hochwürdige bischöfliche Kommissar Josef Dillier sprach im Namen der obwaldnerischen Geistlichkeit ein treuerherziges Dankeswort und hob die geistlichen Vorteile hervor, die das Bruderklausenland aus dem Bestehen des Kollegiums und der tätigen Verbundenheit zwischen Geistlichkeit und Professoren ziehe. — Zur Erinnerung an das Jubiläum der Lehranstalt wurde dann, solange der Gnädige Herr von Gries noch in Sarnen weilte, nach langem wieder einmal ein Lichtbild des Professorenkollegiums aufgenommen, das wir nebenstehend bringen. — Am Neujahrstag erfolgte die feierliche Überreichung eines sinnvollen Geschenkes durch die Regierung, den Einwohner- und Dorfschaftsrat, um, wie Erziehungsdirektor und Kollegieverwalter, Alt-Landammann Carlo Stockmann, in seiner gehaltvollen Ansprache sagte, durch die Silberbüste des Ordensstifters für alle Zeiten die Verbundenheit des Volkes von Obwalden mit dem Kloster Muri-Gries und dem Kollegium zu symbolisieren. Der Redner unterstrich die Bedeutung des Tages als einer Jahrhundertwende: die Benediktinerschule Sarnen trete ins zweite Jahrhundert ihres Bestandes, und ihr Blühen erinnere ihn an den unleugbaren Einfluß



P. Notker	P. Odo	P. Sigisbert	P. Pirmin	P. Fintan	P. Raphael	P. Robert
P. Maurus	P. Nikolaus	P. Burkhard	P. Ildetons	P. Alphons	P. Martin	P. Vigil
P. Lukas	P. Ivo	P. Pius	P. Paul	P. Bonaventura	P. Thomas	P. Thomas
P. Athanas	P. Plazidus	P. Chrysostomus	P. Jodok	P. Rektor	P. Dominikus	P. Bonifaz
P. Otmar	P. Augustin	P. Superior	Abt Dominikus			



und die weltgeschichtliche Mission des hl. Benedikt und seiner Ordensgründung, die dem christlichen Abendland für mehr als ein halbes Jahrtausend das Gepräge gegeben hätten. In 14 Jahrhunderten habe sich das Ora et Labora bewährt und bewähre sich auch in der für das Land so segensreichen Lehr- und Erziehungstätigkeit des Kollegiums. —  
P. Bonaventura.

## Der Akkusativ

### *Eine Jugenderinnerung von Heinrich Federer.*

Vorwort. Alles, was Heinrich Federer an unserm Kollegium tat und erlebte, hat er in den Hauptzügen in der Erinnerung festgehalten und der Nachwelt überliefert. So in den einleitenden Kapiteln zu seinem Bergroman »Pilatus«, im Erinnerungsbuch »Am Fenster«, wo eine der schönsten Stellen Federerischer Erzählungskunst überhaupt von seinem ersten Gang ins Kollegium handelt. Und im nachgelassenen Werk »Aus jungen Tagen« künden schon die verschiedenen Titel Erlebnisse und Eindrücke aus seiner Studenzeit. Eine kurze Probe aus letztgenanntem Buch möge zeigen, warum dem Dichter das Kollegium ans Herz gewachsen war. »Ich weiß nicht«, schreibt er, »ob es heute noch solche Gymnasien gibt wie damals unser sogenanntes Kollegi in Sarnen, das nicht bloß eine rassige Schule, sondern durch sein Internat auch etwas wie Elternhaus und durch seine Satzung, Hauskapelle und priesterliche Professorenschaft gleichsam eine kleine intime Studentenpfarre darstellte. Es war eine Welt für sich, ein vollkommener Planet und bedurfte keiner Monde oder Nebensonnen. Heute noch blüht es und in viel üppigerem Flor. Auch hat es viele Kollegen im In- und Ausland. Aber es ist nicht möglich, daß diese Institute, trotzdem sie kühn mit der Zeit vorwärtsschreiten, dem Schüler noch das gleiche ruhige und harmonische Glück der Ausbildung verschaffen können. Gerade weil sie mit dem Fieber und Dampf des Fortschritts gehen müssen, weil sie nicht ein bißchen zurückbleiben und die Gesundheit des Wartens und Verweilens genießen dürfen, gerade darum fehlt ihnen, genau wie der Zeit, in der sie ringen, etwas von der schönen Geduld und dem wohltuenden Frieden der alten Tage. Auch darf eine Familie nicht zu zahlreich werden und nicht zu sehr aus der Einfachheit in den Glanz kommen. Jenes behagliche Wohlsein, von dem ich rede, läßt sich nur denken, wenn die Zusammengehörigkeit noch recht übersichtlich, familiär und schlicht bleibt. Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht mehr.

Damals waren es nicht viel mehr als hundert Studenten und zehn Professoren. Jeder kannte jeden. Es gab nur Du. Und die Lehrer hatten für nichts anderes zu leben und zu sorgen als für uns. Weib und Kind und Nebenämter gab es bei diesen Benediktinern nicht! Wir Burschen waren ihre ganze ungeteilte Sorge, und so oft ein Kummer oder eine Unsicherheit an uns

zehrte, durften wir auf ihre schmucklose Bude steigen und ihnen das Herz ausschütten. Sie hatten immer Zeit für uns und fast immer Hilfe...«

Von der großen Anhänglichkeit Federers an seine ehemaligen Lehrer am Gymnasium war in der »Kollegi-Chronik« schon einmal die Rede (vgl. 2. Jg., 2. Heft). Mit gütiger Erlaubnis des Grote-Verlages, der den Dichterruhm Federers wesentlich mitbegründen half, bringen wir hier jenes Kapitel zum Abdruck, wo dem guten P. Philipp ein unvergleichliches literarisches Denkmal gesetzt ist. Aus dem nachstehend in Faksimile veröffentlichten Schreiben des Dichters an P. Philipp erfahren wir, daß die Geschichte vom Akkusativ in wenig veränderter Form erstmals in der Beilage zur Pfingstnummer 1927 der »Neuesten Münchner Nachr.« erschien unter dem von der Zeitung eigenmächtig abgeänderten Titel »Das verflixte Latein«. P. Bonaventura.

Den Stadtkindern haben die Landkinder vieles voraus an Luft, Licht und Freiheit. Aber auch an Unverwüstlichkeit des Genießens, an Frische des Daseins. Sie werden nicht blasiert und wundern sich immer wieder über das Leben und seine wechselnden Dinge. Ein warmer Respekt vor seltenen oder seltsamen Vorkommnissen erlöscht niemals in ihren Köpfen. Sie bleiben neugierig bis zum Tod.

Dafür tun sie auch schwerer bei jeder Neuigkeit, passen sich mühsam einer Änderung an, erschrecken leicht und schaffen sich nur langsam aus ihrer Schüchternheit heraus. Der erste Besuch einer Stadt, das erste Dampfschiff, das erste Theater benimmt ihnen den Atem. Jede Stufe ihres Kinderlebens wird mit einer Furcht und Scheu erstiegen, wovon das verwöhnte, protzige Stadtgeschöpf nichts weiß, etwa der erste Schultag, das erste Examen, der erste Schritt ins Gymnasium.

So erging es auch mir Dorfknaben, als ich zum erstenmal mit lauter fremden Burschen in einem großen Schulsaal zusammenkam, um die unterste Lateinklasse zu beginnen. Etwas unerhört Neues, Gewaltiges dünkte mich das, mir schauderte. Mit meiner sauberen, aber dörflich ungeschickten Kleidung, den genagelten Schuhen, der Ungelenkigkeit, dazu gering an Aussehen, schwächlich und ohne einen Nickel in der Hosentasche, klüngelte ich mich zusammen wie ein Kaninchen unter lauten behenden Feldhasen. Und doch lag das Gymnasium nicht einmal in einer Stadt, sondern nur im größern, von meinem Dorf eine halbe Stunde entfernten Kantonshauptort. Aber meine Mitschüler stammten aus allen zweiundzwanzig Kantonen des







nämlich in jene wenigen, die aus reiner Begeisterung, dann in die vielen, die nur aus Pflicht, aus Streberei, aus Fürsorge für die Zukunft studierten, und endlich in jene Stillen, Behaglichen, die sich mit so wenig als möglich beluden, nur gerade das Unumgängliche lernten und das übrige einem guten Stern überließen, gemütliche Burschen von gutem Appetit, deren Augen immer von Wohlwollen glänzten, aber nie von Opferfeuer. Sie waren die Gesundesten, litten nie an Katarrh und Kopfweh und standen bei jedem Spiel zuvorderst.

Unter ihnen gab es zwei, drei, die sozusagen nichts studierten, wenigstens im Latein schon bei der ersten Deklination hängen blieben. Besonders ein Gastwirtssohn saß so gleichmütig in der Bank und hörte so schläfrig dem lateinischen Radebrechen zu, wie wohl etwa sein müder Vater, der Gasthofwirt, gegen Mitternacht über den letzten Stammgästen beinahe einnickt.

Eines Tages nun war ich zu Herrn Philipp aufs Zimmer kommandiert. Er wollte mir ein broschiertes Werk an den Buchbinder meines Dorfes mitgeben, einen Kleistermann jener wohl ausgestorbenen Rasse, die das Buch in so schwere Deckel schlug, daß es wie gepanzert aussah und allen Stürmen der Zukunft trotzte.

Doch ehe ich an die Türe klopfen konnte, ward diese mir vor der Nase aufgerissen und jener gleichmütige Gastwirtssohn, der zwischen Dativ und Akkusativ so wenig unterscheiden konnte wie zwischen Montag und Dienstag, rannte mit brennender Backe und einem zerknitterten Notenheft heraus. Ich staunte, mit welcher Katzensicherheit er die gar nicht leichte, schlüpfrige Treppe hinuntersprang, jedesmal drei Stufen gleichsam wie eine Terzine greifend, dabei kaum die Kanten mit der Sohle berührend, immer in Stürzen und doch nicht stürzend. Freilich, dieser gelenke, schmale, faule Bankhocker, war ja auch der einzige in unserer Klasse, der den Riesenschwung am Reck vollführte und im See wie ein Hecht schwamm und in den Grund untertauchte.

Herr Philipp schritt grimmig einige Male in der engen Bude auf und nieder. »So einer!«, schimpfte er mit seiner auffallenden Knabenstimme. »Weiß jetzt noch nicht, was eine Terz ist! Seine Eltern werfen das schwere Geld für den Tunichtgut aus. Und er! Sitzt da wie ein Stein und fällt mit der Faust auf eine Taste hinunter, gleichviel, welche... Was meinst, was hat der in den Taschen? Bleistift, Feder-

halter, Notizenbuch? Keinen Hochschein davon, aber die Spielkarten, alle sechsunddreißig. Ein sauberes Früchtchen! Nun, dem hab ich die Terz ins Gesicht gezeichnet.«

Und Philippus lächelte schon wieder. Er grollte nie lange. Wie wäre er sonst mit roten Backen und dichten Locken ein Achtziger geworden! O nein, er, der neben Latein auch Klavierstunden erteilte, setzte sich munter auf den Drehsitz, blies auf die frostigen Fingerbeeren, öffnete ein Heft und spielte den letzten Ärger mit einem rauschenden Konzertstück, ich glaube des Carl Maria Weber, von der Leber.

Mir ging nichts über Klaviermusik. Ich konnte viertelstundenlang ans Fenster oder auf die Tischplatte mit allen zehn Fingern klöppeln und ganze Symphonien heraushören. Unendlich beneidete ich die Glücklichen, die Geld hatten, um dieses Wunderspiel der schwarzen und weißen Tasten zu lernen.

Unter Philippus' Fingergezappel glänzte und hüpfte es, er warf ganze Garben von Noten in die Sonne und ließ sie wieder in schweren Akkorden zusammenfallen. Es war ein Fest, die ganze Musik, das Klavier selbst, der Spieler leuchtete wie Sieg. Ich stand dabei wie betrunken, unsäglich glücklich und unsäglich elend, wie am offenen Paradies, in das man nicht hinein darf.

Herr Philipp schlug eine gewaltige Kadenz, wandte sich halbwegs um und fragte: »Hat es dir gefallen?«

Ich wollte etwas antworten, aber brachte kein Wort heraus. Mein Gesicht zuckte wie im Krampf. Plötzlich brachen mir die Tränen heraus, harte, schwere, Tränen der Sehnsucht, des Stolzes, der Armut, der Scham...

Betroffen sah mich Herr Philipp an. »Was ist mit dir?«, fragte er.

»Oh...«, stotterte ich, hob den Arm halbwegs und ließ ihn wieder ohnmächtig sinken.

Jetzt begriff Philippus. Leise und warm forschte er: »Du möchtest wohl auch Klavier spielen?«

Mir zerriß es den Mund vor stummer, peinlicher Bedrängnis. — »Willst du Stunden nehmen?« — »Ach«, würgte ich endlich heraus, »Sie wissen doch...« — »Sag offen, soll ich dich spielen lehren?« — »Sie wissen doch, daß ich arm bin, ganz arm!« — Jetzt war es



heraus, zerbrochen aller Stolz. Ich sah zu Boden. — »Das macht doch nichts«, versetzte Philippus gütig und lächelte bis in sein zierliches Kraushaar hinauf, »ich ...« — »Meine Mutter ... meine ... ach ... meine ... wir können nicht zahlen«, stammelte ich mühsam, »oh ... das ist ...« — »Schweig jetzt, du Närrchen! Ich gebe dir Unterricht. Wart einmal — er musterte den Stundenplan an der Wand — jeden Donnerstag von elf bis zwölf. Willst du?« — »Sie ... Sie ...?«, rief ich wie im Schwindel. — »Ich, wer sonst, und herzlich gerne.«

Jetzt jauchzte ich eines der schnellsten Ja meines Lebens. Ich stand auf den Fußspitzen und hätte mich dem guten Manne am liebsten an den Hals geworfen. So bitter vorher, so süß quollen jetzt die Tränen.

»Abgemacht!«, entschied Herr Philipp, und rieb sich die Hände warm. »Nun hör' auf zu weinen! Und hier sind die Druckbogen, achtzehn. Euer Buchbinder soll wieder die gleichen katzgrauen Deckel nehmen und schwarzes Rückenleder. Also am Donnerstag, nun pack dich!« — Wie selig war mein Heimweg! Und Philippus hielt Wort. Aber ich?

Ich war schon vierzehnjährig und mein Ohr zehnmal flinker als meine Finger. Am Fenster trommeln und zugleich vernehmen, was die Seele erdichtet oder den Lehrer aus den Tasten wie vorhin etwas Fertiges musizieren hören, das war ein anderer Spaß als das mühselige, knechtische, langweilige Auf und Ab der Tonleiter, diese seelenlosen, meinen steifen Gelenken so schwierigen und meiner innern Musik so fremden, bettelhaften Übungen. O wie verdarb mir aller Genuß dabei, wie mißhandelte ich das edle Instrument! Ich kam mir wie ein Falschmünzer, ein Pfuscher und Betrüger der Musik vor. Innerlich voll Melodie, stümperte ich trostlos, sobald sich die Finger dareinmischten. Herr Philipp erkannte diesen Widerspruch bald. Aber mit himmlischer Geduld hielt der feinfühlig Mann mich durch die Donnerstage eines ganzen Schuljahres durch, steckte mir zum Abschied jeweilen noch einen Apfel in die Tasche, spielte mir ein schönes Stück vor und sagte milde: »Die Hauptsache ist nicht, für die Musik zehn Finger wie Liszt, sondern eine einfache, warme Seele wie du haben.«

Nach diesem einen Jahre löste sich stillschweigend das martervolle musikalische Verhältnis zwischen Herrn Philipp und mir.

Aber mein Gewissen blieb unruhig. Vielleicht hätte ich strammer und beharrlicher sein und mich durch das Gedörn der Technik zu einem kleinen Erfolg durchhauen können. Oft kam ich mir um keinen Strich besser vor als jener Gastwirtsjunge. Genau wie der im Latein sündigte, hatte ich in der Musik gefrevelt. Nein, ich war noch bei weitem der größere Sünder, da mir die Musik unendlich gefiel, während jener das Latein wie den Tod haßte. Und er war reich und durfte sich den Luxus von Zeit und Geld und Faulheit leisten. Ich aber hatte keinen Rappen, keine Minute zu vergeuden. Ach, wenn Martin wieder den Akkusativ verfehlte, wieder das schlichteste lateinische Sätzchen nicht zu lösen vermochte, wieder eine bodenlose grammatikalische Dummheit sagte, nein, da lachte ich nicht mehr. Hatte ich es auf dem Klavier besser gemacht? Hatte ich die Notenzeile richtig gespielt? Hatte ich da nicht ebenso barbarisch dekliniert und keinen Akkusativ gefunden?

Ja, ja, den rechten Akkusativ bilden, nicht nur im Latein, auch im Deutsch, auch in andern Fächern, den rechten braven Akkusativ im Leben, in seiner Arbeit und Sorge und sogar auch in seinen Vergnügen und Festlichkeiten fertig zu bringen, o wartet ein wenig, liebe Freunde, das geschieht nicht so leicht und nicht so häufig.

Indessen, das Latein gefiel mir je länger, je besser. Es war etwas so Klares, so Kühles, so Entschiedenenes. Während mir das liebe Deutsch wie ein willkürlich behaglicher, an Verstecken und Winkeln reicher Spaziergang vorkam, marschierte die Sprache Roms im Schritt ihrer Legionen, geordnet, schnurgerade, auf kürzester Strecke zum Ziel. Sie blitzte und traf wie Scipios Schwert. Man wurde nicht besser, nicht tiefer noch inniger durch sie, aber fraglos tapferer, klüger, gesunder.

Unbegreiflich, dachte ich, daß gerade Martin Ammer, dieser Meister im Turnen, dieser verwegene Schwimmer, mit einer so muskulösen Sprache im Hader lebt. Es überkam mich eine merkwürdige Lust, ihn zum Latein zu bekehren.

Eines Tages beim Übersetzen rief Herr Philipp besagtes Bürschchen auf. Sonst plagte er Martin selten. Aber da stieß man eben in der Übung auf den Satz: »Ich fahre über die Donau«, und das paßte so



gut zu diesem Jungen, dessen väterliches Hotel an einem reißenden Wasser stand und der uns ohne Prahlerei, wie selbstverständlich erzählte, wie oft er nachts ungesehen, zum Probestück, hinübergeschwommen sei.

»Also Martin, vorwärts! Fahren heißt hier navigare... Also: navigamus... Wird's bald?«

Martin wiederholte unlustig: »navigamus«.

»Weiter, weiter«, eiferte Philippus, »Donau heißt Danubius«.

Martin schwieg.

»Für ‚über‘ kannst du per oder trans nehmen«, half der wohlgelaunte Lehrer nach... »navigamus trans... Paß auf, trans will den Akkusativ genau wie im Deutschen. ‚Die Donau‘ ist hier Akkusativ. Also...«

»Navigamus trans Danubius«, beeilte sich der Ruderer und Schwimmer Martin Ammer.

»Trans Danubius... hallo, was soll das?«

»Über die Donau..., ja, die Donau... Die Donau heißt Danubius. Danubius ist hier Akkusativ genau wie im Deutschen plapperte der Gastwirtsprößling wirr durcheinander. Trans Danubius... Akkusativ...«

Gelächter erscholl, Martin wurde rot, lächelte hilflos und setzte sich hastig.

»Da ist Hopfen und Malz verloren«, rief Philippus. »Sitz nur! Sag's du, Truttmann!«

»Navigamus trans Danubium.«

»Danubium.... Danubius... ah bah, was liegt daran«, dachte Martin sicherlich. Ihn begehrte vielmehr, den berühmten Strom lebendig zu überschwimmen, als in papierenem Latein zu übersetzen. Blau wird er sein, breit, brausend, voll Schnellen und Strudeln, noch gefährlicher als die Reuß bei uns daheim. Da braucht es keinen Akkusativ, da braucht es geschickte, sehnige Arme und Beine... hui, wie stürzte ich mich gerne hinein.

»Du, Martin«, sagte ich noch am selben Tag zum Kameraden, »wenn du willst, erkläre ich dir gerne den Akkusativ.«

»Bleib mir vom Leibe!«, schrie der Bursche.

»Nur ein, zwei Minuten«, drängte ich. »Dann hast du es viel leichter, verstehst schon das halbe Latein.«

»Gut, was ist der Akkusativ?«, fragte er interesselos.

»Der Akkusativ... jawohl... er, der Akkusativ ist das... das...«

»Famos, jetzt weiß er es selber nicht einmal«, frohlockte Martin.

»Zum Teufel, kann ich's denn nicht erklären? Der Akkusativ ist das... ah, ich hab's... ist das, was ich sehe und höre, liebe oder hasse, esse und trinke...«

»Brot... Suppe?«, fragte der Gastwirtssohn spöttisch.

»Ich esse das Brot, siehst du, das Brot ist ein Akkusativ.«

»Ich saufe ein Glas Bier, he, ist das Bier auch Akkusativ?«

»Ja, was du saufst, ist Akkusativ.«

»Na, da möcht' ich gleich drei Akkusative saufen, einen nach dem andern, 's macht gottlos heiß. Aber dummes Zeug! Wo ist das Bier? Wo ist das Brot? Dein Akkusativ ist ein Loch oder eine Null, verstanden! Geh mir...« Und der geschmeidige Kamerad dehnte die Muskeln, schoß zum Reck und machte den vollkommensten Riesenschwung.

»Am Ende hat er recht«, philosophierte ich. »Der Akkusativ ist ein Schwindel; solange ich ihn nicht fest in die Hand packe, esse, trinke, schlage, küsse, ist er Dunst. Es gibt nur einen Akkusativ, den Akkusativ des Lebens...« Und ich tupfte wichtig wie ein Salomon an meine Knabenstirne.

Einige Wochen nach diesen Überlegungen, die leider vor der Majestät der lateinischen Grammatik nicht standhielten, an einem schönen Sommermorgen, war Martin Ammers Platz in der Klasse leer. Niemand wußte, wo er steckte. Er lag nicht im Krankenzimmer, er betete nicht in der Kapelle, er spazierte nicht am See, er war reinweg verduftet.

Der Ärmste wird sich doch nichts Leides angetan haben, jammerte der Rektor. Ei, wie mußten wir ins Fäustchen lachen. Etwas Gutes hatte er sich angetan, die Freiheit von der Schulbank. Er war einfach ausgerissen und spät nachts daheim in der fernen Stadt ohne Hut, voll Hunger und Staub und mit dem Schwur angelangt, daß er lieber sterben als noch ein einziges lateinisches Substantiv deklinieren wolle. Auf Ehr und Seligkeit.



Als die Professoren das hörten, atmeten sie auf. Fröhlich schüttelte Herr Philipp sein Gelock. Nur der unheilwitternde, immer bedenkliche Herr Otmar sagte düster: »Wir werden von diesem Schlingel noch hören!«

Und wirklich, nach einer langen, gesunden Stille hörten wir von ihm. Sein voller Name mit Alter und Hausadresse stand in der großen Tageszeitung. Da war kein Irrtum möglich. Das Blatt ging am Professorentisch von Hand zu Hand. »Was hat der Spitzbube verbrochen?«, fragte Herr Otmar schwermütig. »Ich wußt' es ja, das Bürschen werde noch ...«

Nein, das wußte er nicht! Dieser Gastwirtssohn hatte sich frech an der reißenden Stelle in die Reuß geworfen, war untergetaucht wie eine Wildente, trug ein Kind mit den Zähnen empor und focht sich auf Leben und Tod durch die Wirbel ans Ufer, während große starke Männer am Geländer zauderten und noch nicht einmal ein Boot losgekettet hatten.

»Großartig! Der Held! Der flotte Kerl! Eine homerische Leistung!«, scholl es durcheinander.

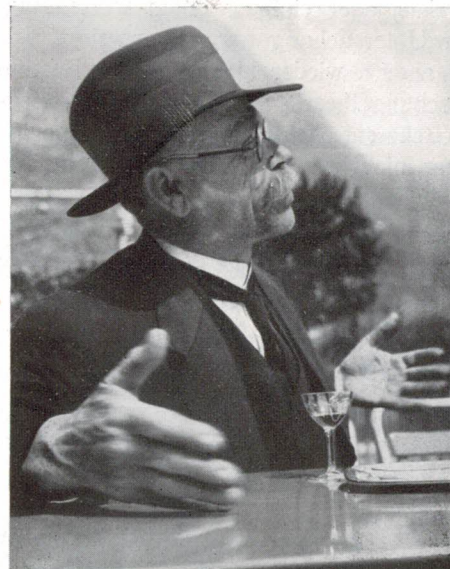
»Hm«, machte der Rektor, »und bei uns, meine Herren, bei uns hat er studiert!«

Herr Otmar aber senkte den Kopf und gestand: »Lieber Gott, man lernt doch nie aus. Aber, Herr Philipp«, fragte er und richtete sich wieder würdevoll auf, »ist das nicht derjenige, welcher ... ich meine, der nicht einmal einen richtigen Akkusativ ...?«

»O, lieber Kollega«, unterbrach ihn Philippus rasch, »mir scheint, der habe den richtigen Akkusativ geleistet.«

Jawohl! Wir Studentlein hatten die Taschen voll Bleistifte und Heftchen und verstanden jedes Dingwort durch seine sechs Kasus abzändern. Aber ein Menschenleben hatten wir noch nicht gerettet. Diesen Akkusativ brachten wir nicht zuweg. — —

Fast fünfzig Jahre sind vorbei. Recht und schlecht sind mir viele Akkusative geraten. Aber der große, der wahre, der entscheidende Akkusativ, der alles ordnet, alles löst, den ganzen Satz gewaltig schließt ...?



Dr. Josef Gattlen, Prof., Brig

**Persönliches  
über meine Arbeiten  
auf dem Gebiete  
der Exegese und  
Frostbekämpfung**

Pater Thomas, mein Klassengenosse vor einem halben Jahrhundert, verriet den Lesern der Kollegi-Chronik, daß ich, ein Laie, in exegetisches Gebiet eingebrochen bin. Nun, die Einleitung in eine meiner Streitschriften lautet so:

»Auf dem Gelände des Evangeliums fand ich manchen Stein, der, obwohl ganz unscheinbar, doch mein größtes Interesse erweckte. Die Beschreibung durch die Fachliteratur befriedigte mich nicht, um so weniger, als diese oft bemerkte, daß das Mineral schwer bestimmbar sei (schwere Stelle ‚Crux‘). Da nahm ich einige Steine mit, sie selbst zu untersuchen. Als ich verschiedene längere Zeit in Händen drückte, fühlte ich sie warm und immer wärmer werden, bis sie mir zuletzt die Hand verbrannten. Es war Feuer drin. Andere sah ich nach wochenlanger Besichtigung zuerst in einem Punkte glänzen. Immer neue Stellen blitzten auf, und nach Monaten lagen mir wunderbare Edelsteine in der Hand. Da ging ich herum mit Schalen voll Radium und Brillanten und bot die Schätze an. Denn sie gehören der ganzen Welt wie mir. Was mußte ich erfahren? Einige Mineralogen entrüsteten sich, daß ich auf ihrem Gebiete forschte. Laie, zurück zu deinem Leisten, zu deinen mathematischen Parabeln, wenn du willst! Die Presse boykottierte mich. Amtsstellen indessen wehrten nicht. Bewunderer der schö-



nen Dinge gab es zwar sehr viele, aber einige wollten warten und sehen, ob sich diese in strenger Untersuchung als echt erweisen. Ich tadle sie mit keinem Wort. Mit andern wieder bin ich in der Bestimmung der Steine und über Forschungstheorie im Streit. Meinen Gegnern weiche ich nicht, bis die Kirche entscheidet. Unterdessen rufe ich Publikum herbei — als Zuschauer, nicht zur Hilfe, und unterbreite ihm die Schriften:

1. Die Parabel vom ungerechten Verwalter, Lk. 16, 1—9, 1927;
2. Über „Non cunctas parabolas partes subtiliter et morose scrutari oportet“ und die Parabel vom ungerechten Verwalter, 1928;
3. Zur Parabel von den Arbeitern im Weinberg, Mt. 20, 1—9, 1929;
3. Künstlerische Gesichtspunkte in der Parabel vom ungerechten Verwalter;
4. Hie alte, hie neue Deutung der Parabel vom ungerechten Verwalter und von „Quid mihi et tibi est, mulier?“ (Jo. 2, 4), 1931; Hortum Dei perlustrans J. G.

Die genannten und noch viele andere Schriften (alles Manuskripte) sind vergriffen.

Das und noch viel anderes (Wunderbares) fand ich, weil ich mich von Cyrill von Alexandrien nicht belehren ließ mit »Non cunctas parabolas partes subtiliter et morose scrutari oportet«.

Damit schalte ich um auf Frostbekämpfung.

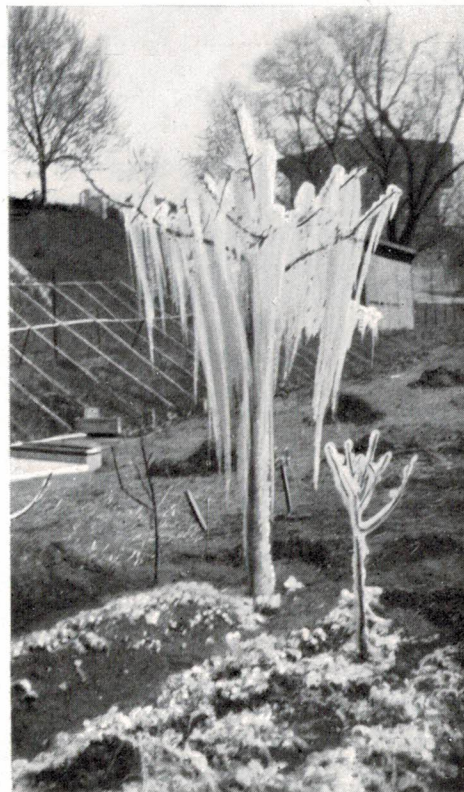
Vor allem sind in Nr. 27 der »Schweizer Illustrierten Zeitung« zwei Fehler der Reportage zu korrigieren. Nicht mit Kälte bekämpfe ich den Frost, sondern im wesentlichen mit der »latenten Schmelzwärme des Eises« (80 Kalorien pro kg Eis). Und nicht »gefrorenes Wasser« behält eine Temperatur von null Grad, sondern gefrierendes Wasser. Dann muß der sonst richtige Bericht der Zeitung sofort noch durch folgende Bemerkung ergänzt werden: Hat einmal Eisbildung eingesetzt, so darf die Bespritzung oder Naßerhaltung des Eises nicht aufhören, bis die Temperatur im Wiederanstieg null Grad erreicht hat. Ein Versuch ergab: Thermometer trocken in freier Luft  $-5^{\circ}$ , Thermometer unter nassem Eise  $0^{\circ}$  und Thermometer unter trockenem Eise  $-6^{\circ}$ . Danach sind Kulturen, wenn vereist und das Eis nicht naß erhalten wird, schlimmer dran als nicht vereiste. Das beachte man und bewahre sich vor Schaden!

Die Vereisung ist keine Universalmethode zur Frostbekämpfung, sondern eine Methode mehr, auf niedere und mittelhohe Kulturen mit

einigen besondern Kenntnissen da anzuwenden, wo Druckwasser vorhanden oder leicht zu beschaffen ist.

Darf man auch in die Blüten spritzen? Man wird's machen, bevor man einen Baum erfrieren läßt. Aber welcher Frost wird Bäumen in vollem Saft gefährlich? Nun, im bösen Frühling 1938 sank die

Temperatur in Brig am 23. April auf  $-0^{\circ}$ , und mir erfroren sämtliche keimnal vereisten Aprikosenbäume bis auf einen, der nur mit schwerem Frostschaden davonkam. Von drei weitem Bäumen vereiste ich zwei nur einmal und das in der ersten Nacht, in welcher die Temperatur auf  $-2^{\circ}$  sank. Die Bäume ertrugen alle weitem Frostnächte ohne Schaden für ihr Gedeihen. Das erscheint mir noch merkwürdiger, als daß der dritte Baum, den ich vom 10. April bis 3. Mai 16mal vereiste, erhalten blieb. Alle Bäume waren gleich alt, ungefähr gleich entwickelt und stunden im gleichen Garten. Weil erst noch die Zweige, die das meiste Eis getragen, andern im Wachstum vorausseilten, so ist der Beweis



erbracht, daß die Vereisung grünender Bäume diese kräftigt und das Wachstum fördert. Ein wichtiges Resultat, wohl erstmals bekanntgeworden.

Doch noch einmal, darf man in die Blüten spritzen? Man unterlasse es bei Aprikosen bis zu  $-5^{\circ}$ , da in der Blütezeit, während welcher viele Knospen immer noch nicht aufgegangen und die Früchtchen noch nicht bloßliegen, selbst ein Frost bis zu  $-5^{\circ}$  nicht sehr schadet. Bei stärkerem Frost bespritze man den Baum auch zur Blüte-



zeit zu dessen Schutz und nachher von  $-2^{\circ}$  an zur Rettung der Frucht.

Wie soll man Bäume durch eine fixe Einrichtung bespritzen? Von unten hinauf? Von oben? Von der Seite? Mit derbem Strahl? Mit feiner Wasserzerstäubung? Mit rotierendem Sprenger? Mit fixem Strahl? Mit was für einem Wasserdruck? Wieviel Wasser braucht es ungefähr je Baum? Wieviel für etwa  $100 \text{ m}^2$  Garten? Wieviel Arbeit ist erfordert, das Druckwasser zu beschaffen, wenn es nicht schon vorhanden? All diese und noch mehr Fragen muß sich die Technik stellen, will sie eine passende Lösung finden. Schließlich soll diese auch noch einfach sein und billig, desgleichen noch zur Gartenbewässerung dienen. Und hat die Technik eine Lösung gefunden, dann hat kein Mensch davor Respekt. Warum? Sie ist ja selbstverständlich. Keiner der bisherigen Rasensprenger paßt, eben, weil sich die Technik mit dem neuen Problem noch nicht befaßt hat. Ich habe mich nun für eine bestimmte Einrichtung entschieden und hoffe, daß kein Mensch davor Respekt hat. Ein Mann soll nur einen Hahn aufdrehen, dann gehe er zu Bette! Ein Bauer sagt mir: »Ich brauche keine besondere Einrichtung und will keinen Rappen Kosten haben. Ihre Methode braucht nicht weniger Arbeit zu erfordern als andere. Verbrenne ich feuchtes Laub und Heu, oder bediene ich Rohölöfen, so muß ich nicht weniger auf den Beinen sein, als wenn ich die Bäume mit einem Wenderohr bespritzte, mit kurzen Unterbrechungen einen nach dem andern«. Ausgeführt mit einiger Erfahrung, ist das gutzuheißen, wenn der Wasserverbrauch nicht geringer, aber auch nicht viel stärker ist als zur Naßerhaltung des Eises nötig. 1 Sekundenliter langt für ungefähr 30 Aprikosenbäume. Die Eiskerzen schmelzen ab. Man entferne sie nicht mechanisch.

Wie ist die Idee entstanden? Nun, ich bin auf wissenschaftlichem Gebiet ein Jäger und habe schwerste Beute heimgetragen. Glücklichere Entdeckungen gibt's ja nicht als die zwei literarischen Kunstwerke des Parabeldichters Christus, die bisher verhüllt gewesen. Ich drehe ab.

War also wieder einmal auf der Jagd und hatte einen Versuch angestellt. Das Gelächter der Leute denke man sich, als 1938 nach der ersten Frostnacht sie zwei blühende Aprikosenbäume, mit Eiskerzen voll behangen, in grüner Umgebung dastehen sahen wie Blumenmädchen unter weißem Schleier! Da brach ich ein übermütig grün gebliebenes Früchtchen ab und trug es mit *veni, vidi, vici* durch die Stadt. Eine Rechnung vollendete die Entdeckung. Was war denn die Entdeckung?

Die Erscheinung wurde schon gesehen. Es ist z. B. die eines späten (nassen) Schnees auf den Kulturen, der nicht schadet, wenn nicht Frost nachher folgt. Auch wurde Bespritzung der Bäume schon oft probiert, und es konnte nicht ausbleiben, daß dabei auch Eisbildung beobachtet wurde. Aber an Gewinn der latenten Schmelzwärme des Eises wurde mit Sicherheit nie gedacht; denn es war keine andere Kenntnis verbreitet als: die Bespritzung der Bäume erfordere zuviel Wasser. Ganz recht, wenn man nur mit der äußern Wärme des Wassers rechnet. Aber wenn man das Wasser in der Menge und so zuführt, daß alles gefriert? Bei meinem Versuche hatte das Spritzwasser eine Temperatur von  $5^{\circ}$ . 1 Liter Wasser konnte demnach bis zur Eisbildung 5 Kalorien abtreten. Durch das Gefrieren wurden noch 80 Kalorien frei. Somit wurde der Frost durch Zufuhr von 1 l Wasser mit 85 Kalorien bekämpft. Ohne die Vereisung wären dazu 17 l von  $5^{\circ}$  nötig gewesen. Ah so! Daß eine Pflanze unter nassem Eise erhalten bleibt, ist für die Praxis nur eine Kuriosität, wenn man mit der Vereisung gleich viel Wasser braucht. Aber man setzt mit dieser, welches auch die Temperatur des Spritzwassers sei, den Wasserbedarf ganz wesentlich herab. Diese Erkenntnis ist die Entdeckung. Ihre beste Ausnützung ist Erfindung. — Ein neuer Gedanke kommt selten allein. So brachte ich auch heraus, daß Wein bei  $-4^{\circ}$  gelagert, sich, *ceteribus paribus*, besser hält als solcher in einem guten Keller aufbewahrter. Man kannte zwar die Erfahrungstatsache, daß auf Bergen gelagerter Wein besser ist als im Tal gelagerter, allerdings mit Verschiedenheit je nach Sorte. Aber man meinte bisher, das hänge irgendwie von der Höhenluft ab, bis ich experimentell zu dem oben genannten Ergebnis kam. J. G. Paracelsus.

## Aus dem Studentenviertel

Lieber Leser!

Eingegangene Korrespondenz brauche ich nicht zu beantworten. Daraus ist ersichtlich, daß Du ein guter Patriot bist, indem Du Dich ängstlich an den Aufruf des Bundesrates hältst, der uns ermahnt, Papier einzusparen. Für mich wirkt diese Tatsache deswegen beruhigend, weil sie den Beweis erbringt, daß ein neues Schulfach »Vaterländische Erziehung« überflüssig ist, da sich die Altsarner auch ohne diesen Bildungsgrad vaterländisch treu bewähren.

Wir Studenten hingegen scheinen den Ernst der Zeit noch nicht erfaßt zu haben. In dieser Meinung werde ich wohl von einem großen



Teil der Professorenschaft unterstützt. So kümmern sich die Bewohner des »Hades«, jenes sagenumwobenen Gemaches in den düstern Gewölben des Gymnasiums noch nicht um die Fett- und Ölrationalierung. Da ihnen die Schwester Oberin trotz der nachgerühmten Barmherzigkeit keine Bodenwische spendieren wollte, machten sich die Hadesbewohner insgeheim auf Späherfährte, was ihnen eine Büchse »Hochglanz« eintrug. Mit Feuereifer und heimlicher Freude rieben sie nun Boden, Möbel und Getäfer ein, doch weder Glanz noch Geruch befriedigten. Im Gegenteil, der aufsteigende Duft ängstigte sie, so daß sie sich mit banger Erwartung an den Portier wandten, der ihnen versicherte, daß er unlängst in jene verhängnisvolle Büchse stinkendes Pissoiröl eingefüllt habe!

In schlichter Feier begingen wir die Erinnerung, daß unsere Lehranstalt bereits hundert Jahre lang Benediktinerkollegium ist. Im morgendlichen Pontifikalamt sang unser Kirchenchor mit jugendlicher Energie eine fünfstimmige Festmesse. Um die Feier doch nicht allzu festlich zu gestalten, verzichtete P. Kapellmeister, eine Choralmesse singen zu lassen. Dieser Entschluß soll bei P. Senior (P. Augustin) echt zugerische Freude ausgelöst haben. Aber auch auf dem Gebiet der Musik gilt der alten Römer goldenes Wort: De gustibus non est disputandum! — Abt Augustinus Borer von Mariastein pries in seiner erhebenden Festpredigt des Tages Bedeutung und dankte dem Allerhöchsten für den reichen Segen, den er in diesen hundert Jahren dem Kollegium zuteil werden ließ. — Wie der Tag sonst verlaufen ist, hat Dir P. Rektor in der letzten Nummer der Kollegichronik bereits mit erstaunlicher Sehergabe vorausberichtet, und damit gezeigt, wie trefflich er das Kollegium weit voraus zu lenken versteht, und daß es auch ein wenig für seine Person gilt, wenn er am Karfreitag in der Passion singt: Ego sum rex. — Wie waren wir erstaunt, bei unserer Rückkehr aus den Ferien, P. Rektor an Gelenkrheumatismus erkrankt zu finden; aus diesem Anlaß ließ unser Griechischprofessor den »Oedipus Rex«, das Drama von jener berühmten griechischen Gestalt mit dem Schwellfuß, übersetzen.

Aus Deiner Studienzeit weißt Du wohl noch, wie angenehm es ist, wenn die lange Reihe der Arbeitstage wieder einmal von einem Familienfest (um ein beliebtes Bild zu brauchen) unterbrochen wird. So erlebten wir unsern Präfektentag gemeinsam in Giswil, und die beiden obern Klassen den Philosophentag in Luzern, wo das Haupttraktandum im Besuch der neuen Maihofkirche bestand, wobei einer

den neuen Kirchenbau mit dem modernen Kältehaus in Luzern verwechselte. Ich darf Dir verraten, daß wir an jenem Abend unerwartet den neuen Film »Romeo und Julia auf dem Lande« anschauen durften.

Ein Kumulativkonvent, wo Herr Dr. Caspar Diethelm »Vom Webstuhl der Geschichte des 15. Jh.« sprach, und die Fuchsenrezeption waren Freudentage der Verbindung. — Mehreren Klassen war es vergönnt, das reiche Bildermaterial im Atelier des verstorbenen Kunstmalers Anton Stockmann zu besichtigen. Wie glotzten wir da, als wir ein Porträt unseres gestrengen und doch beliebten Zeichenlehrers, Herrn Leuchtmann, vorfanden! Praktisches Wissen vermochten uns Rundgänge in der Sarner Strohfabrik und in der Druckerei der Kollegichronik zu bieten. Angehende Juristen durften einem aufschlußreichen Vortrag von Herrn Bankdirektor Dr. Helbling, Sarnen, folgen, der sie über ihr künftiges Studium und über die Berufsaussichten aufklärte.

Ein Ereignis ganz besonderer Art, wie es nur alle zehn Jahre eintrifft, war die Volkszählung. Mit seltsam gemischten Gefühlen machten wir unsere Eintragungen und Bemerkungen über unser Formular für »Anstaltsinsassen«. Es kam sogar vor, daß sich einige nicht mehr einfach Kantonschüler benennen wollten, sondern als Beruf Kant-schüler angaben, sehr zur Freude der Philosophieprofessoren. Obwohl viele ihren Nebenberuf bezeichnen wollten, wie etwa: Vorunterrichtsgruppenchef, Kammersänger oder sogar Hackbrettzupfer, mußten wir ordnungshalber davon absehen, wie gern wir uns als Vielbeschäftigte hingestellt hätten.

Noch im alten Jahr erblickte ich von der hohen Warte meines Zimmers aus, wie die H. H. Professoren nach dem Mittagessen sich außergewöhnlich zahlreich vor dem Portal zum »Hotel zur grünen Lampe« einfanden und wie Stühle herbeigeschafft wurden. Als dann sogar der Gnädige Herr erschien, glaubte ich, daß er beabsichtige, sich offiziell zu verabschieden, und die Stühle seien dazu da, daß die ältern Professoren bei dieser Zeremonie nicht allzusehr ermüdeten. Da kam urplötzlich Herr Photograph Abächerli angesaut. Nun war es mir sofort klar, daß wieder einmal eine Professoren-Photo gemacht werde. Dieses Geschehnis muß ich erwähnen, weil es wohl wieder 15 Jahre gehen wird, bis es sich wiederholt. Die Bilder fanden bei den aktiven Sarner Studenten reißenden Absatz, weil jeder später ein »teures« Bild seiner einstigen Lehrer besitzen möchte.



Eben erfuhr ich, daß an der Fastnacht im Externenmuseum ein kleines Theater aufgeführt wird. Die Sache scheint trotz der ungünstigen Verhältnisse viel zu versprechen; denn beim »Tod der Schweizergarde in Paris« haben die größten Raufbolde und Lärmer des Kollegiums bereits zugesagt, den auf das Schloß stürmenden Pöbel darzustellen. Das Schauspiel ist von H. H. Franz Achermann, einem Altsarner, dessen Theaterstücke wegen ihrer dramatischen Wucht von Jünglingsbühnen mit Vorliebe gespielt, dessen Urveltgeschichten, historische und zeitgenössische oder Zukunftsromane die meistverlangte Lektüre unserer Studenten bilden. Neuestens verlautet sogar, daß in deutscher und französischer Version, von besten Schweizer Schauspielern dargestellt, ein Schweizer Großfilm von internationalem Format gedreht wird nach Achermanns Roman »Die Kammerzofe von Robespierres«. Welcher Sarner Student würde sich darob nicht freuen?

Den seit einiger Zeit hier einquartierten Polen brachte ein Ständchen der Feldmusik willkommene Abwechslung in ihren düstern Alltag, wofür sie uns mit einigen heimatlichen Gesängen dankten. Zweimal maßen sich die Fußballgrößen der internierten Polen und des Kollegiums auf dem Seefeld, wobei das tragische Schicksal es wollte, daß beidemale die Polen des Sieges verlustig gingen. Allerdings wurde der bewährte Equipenführer unserer Mannschaft beim ersten Spiel verletzt, so daß er einige Zeit die Schule nicht besuchen konnte, als wir gerade — boshafte Mitschüler meinten, weil wir eben eine arbeitsreiche Woche vor uns hatten.

Damit unser Gymnasium wieder mehr ans Tageslicht trete, hatte P. Thomas beschlossen, die schattigen Bäume davor umzuhauen. Da hättest Du die Studenten sehen sollen, groß und klein, wie sie an den Seilen sich mühten, die Bäume umzubringen! Mir schien es, ihr Eifer sei darin bedingt, nun einmal, wenn auch nicht das ganze Kollegium, so doch einen Teil der Kollegianlagen schleifen zu dürfen.

Und tatsächlich, der Erfolg dieser Herausstellung des Gymnasibaues ließ nicht lange auf sich warten. Der bekannte Studentenseelsorger H. H. Dr. Richard Gutzwiller von Zürich wurde auf uns aufmerksam und entschloß sich in liebenswürdiger Weise, im Kreise der Subsylvania über das Thema »Student und Kirche« mit überlegener Sachkenntnis zu uns zu sprechen.

Des Trimesters Mühen bewirkten endlich doch bei Professoren und Studenten eine gewisse Gereiztheit und Nervosität. Das war auch der

Grund, daß letzthin ein offenes Fenster, von einem väterlich wachenden Subpräfektenauge erspäht, so energisch geschlossen wurde, daß dabei das Glas in Scherben ging, so daß der Schreiner, unbemerkt von Studentenaugen, in Windeseile das Fehlende ersetzen mußte. — Um unsere Nerven nicht vollständig ruinieren zu lassen, sah man sich gezwungen, uns drei Wochen Ferien zu gewähren, wo wir uns zu neuen Taten vorbereiten konnten. Vergeblich warteten wir dann zu Hause auf einen Brief, der den Stempel »Sarnen« trug und der uns berichtete, daß wir wegen Kohlenknappheit nicht nur drei, sondern vier Wochen Ferien machen müßten. Aber volens nolens hieß es, wieder einrücken.

Abschließend eine kleine Bitte, lieber Leser! P. Bruno lernte in letzter Zeit nicht nur echt schweizerisch jassen; ein noch viel größeres Laster befahl ihn: er nahm sich nun von neuem wieder ernsthaft vor, jeden Tag zehn Briefmarken zu sammeln. Um ihm diese mühevollen Arbeit zu erleichtern, könntest Du ihm allfällige schöne und seltene Postwertzeichen des In- und Auslandes zusenden; er nimmt sie auch an, wenn Dein Brief vielleicht nicht frankiert ist, das fehlende Porto wird dann wohl P. Superior begleichen. In der Hoffnung, Du werdest diesem Wunsche nachkommen, grüßt Dich der Kollegiberichterstatte:

Alois Rudolf von Rohr.

## **Einem Altsarner ins Stammbuch**

Die sechs Soldatenlieder von Herrn Dr. med. Willi Kaufmann am Radio vom 13. Dezember 1941 waren allerliebste. Mein lieber Freund, der während acht Jahren an unserer Lehranstalt zuerst als entzückender Sopranist, dann als hervorragender Bassist und feinfühligster Violinist sich auszeichnete und uns wertvollste Dienste leistete, singt in seinen tiefempfundenen Liedern immer von Seele zu Seele — humorvoll, begeistert und begeisternd. — Wie wird er sich vom Krankenlager aus an den herrlichen, urwüchsigen Kindern seiner Muse gefreut haben, zumal sein musikalisch hochbegabter Sohn Nico Herrn Konzertsänger Löffel meisterlich und sinnig begleitete... Willi Kaufmanns Lieder sind nach meiner Ansicht *Volltreffer ins Schwarze!* Sie sind für Klavier und Gesang im rührigen Musik-Verlag G. Helbling, Zürich, erhältlich. Zugreifen, namentlich ihr, liebe St. Ver! Euer eifriger und opferwilliger Vereinsbruder wird sich darüber freuen und es euch danken. — Dem liebenswürdigen Komponisten aber von seinem alten Lehrer Dankesgruß in sein Musikheim mit dem aufrichtigsten Wunsche recht baldiger Genesung. P. Augustin, T. T.



## Unsere Toten

(Die Zahlen nach den Namen bezeichnen die Studienjahre am Kollegium.)

*Paul Schnarwiler, Ingenieur, von Inwil (1901—1905).*

Am 8. November starb in Emmenbrücke Herr Paul Schnarwiler, Ingenieur, der im Jahre 1901 vom Progymnasium Beromünster her in die erste Rhetorik in Sarnen eintrat und Rhetorik und Lyzeum mit glänzenden Zeugnissen und glänzender Matura absolvierte. Er begab sich dann auf das Polytechnikum, und mit dem Diplom eines Ingenieurs versehen, begann er das praktische Leben und schloß es im Staatsdienst. Paul Schnarwiler gehörte zu den Stillen. Er hatte weder mit seinen ehemaligen Klassengenossen vom Gymnasium her noch mit seinen Lehrern irgendwelche Beziehung. Er scheint auch später keine besonderen Beziehungen irgendwie angeknüpft zu haben und ging so, seinem Beruf lebend, durchs Leben und aus dem Leben, denn die Zeitungen brachten keine weiteren Notizen über den Verstorbenen. Ohne Zweifel war er ein tüchtiger Ingenieur. Ob er aber in seinem Berufe glücklich war, ob nicht gerade auf dem Gymnasium schon Einflüsse sich geltend machten, die seinen Lebensweg kreuzten? Ich vermute es. Jedenfalls gehört Paul zu jenen Schülern, deren Lebenslauf für den Lehrer ein Rätsel blieb. Er starb verhältnismäßig noch jung und als Sohn der heiligen katholischen Kirche, gestärkt durch ihre Gnadenmittel. R. I. P. P. Thomas.

*Studentenbeichtvater H. H. Pfarresignat Franz Xaver Gabriel, Klosterkaplan zu St. Andreas, Sarnen.*

13. November 1941. Verlustreicher Tag! Nicht gerne sehe ich in dein Angesicht, Totenkopf, Knochengerippe, da du uns einen teuren Menschen von dieser Erde wegstiehlst. Den Leib hast du wohl entseelt, die Seele Gott zurückgegeben, aber eines bleibt uns: sein guter Ruf, sein heiliger Name.

Die wenigsten Leser der Sarner Kollegi-Chronik werden ihn gekannt haben, war er doch Stanser Schüler gewesen.

Am Tage der Mutter Helvetia 1871 schaute Franz Xaver etwas zu neugierig, zu früh in diese Welt. Achtundzwanzigjährig erlebte er die größten Tage seines Lebens: Priesterweihe und Primiz. Ein Jahr später wurde er zum Pfarrhelfer der kleinen Berggemeinde Emmetten gewählt, wo er wiederum ein Jahr später als Pfarrer nachrückte. Was ihm die bescheidene Dorfschaft am Fuße des Niederbauen für vierzig Jahre heiliger Priestertätigkeit und für den vollkommen gelungenen Kirchen-

bau schuldete, bekundete sie ihm in tiefer Dankbarkeit und Anerkennung durch die freudige Erteilung des Ehrenbürgerrechtes. Krankheitshalber verabschiedete sich der eifrige und beliebte Seelsorger 1940 von seiner langjährig betreuten Pfarrei, um, wiedergenesen, auf Einladung der Äbtissin den unterdessen freigewordenen Posten eines Klosterkaplans zu St. Andreas in Sarnen zu übernehmen. Erst jetzt kam er eigentlich in Berührung mit dem Kollegium und den Studenten.

Was er der Jugend in den ihm noch bleibenden anderthalb Jahren Gutes tat, getreu nach seinem alten Wahlspruch: »Nicht um zu gefallen, um zu nützen, bin ich Priester«, weiß Gott allein, in dessen Dienst er stand, ganz und gar, für den er Leib und Leben weihte. Als geringgehörter Ratgeber und gesuchter Beichtvater erwarb er sich das Vertrauen der Jugend, die seine väterliche Güte herausfühlte. Sei ihm der Herrgott darob nun auch ein gütiger Vater!

Nach der Priesterweihe gab der gute Pfarrer von Emmetten einmal seiner gottschuldigen Dankbarkeit Ausdruck in folgender Bleistiftnotiz: »Nachdem Vater und Mutter mich verlassen, hast Du, o Herr, mich aufgenommen.« Nun lebt er ganz bei Gott, und das Grab, das er sich selbst neben seiner Kirche schuf, birgt seine leibliche Hülle.

So sang ich bescheiden das Lied deines Namens und nicht das unglückselige Lied vom Scheiden. Wenn ich deinen Namen flüstere und ihn hinaushauche in den Wind, nimmt ihn der Himmelsbote auf, der sich mit breitem Flügelschlag in den tiefblauen Äther erhebt, — es fliegt mein Herz dem deinen zu, und ein Wiedersehen gibt es gar bald bei Gott. R. I. P. Otmar Schärer, stud.med.

*Josef Koller, von Oberwil, Aargau (1912—1916).*

Die letzte Kollegi-Chronik kam zurück mit dem Vermerk: Gestorben. So ist also in den besten Mannesjahren, nur 43 Jahre alt, unser Josef Koller gestorben. Im Herbst 1912 brachte ihn seine Mutter nach Sarnen, offenbar mit der geheimen Hoffnung, einstens eine glückliche Priester Mutter zu werden. Allein das war kaum der Plan der göttlichen Vorsehung; denn der gutmütige Junge (omnis pinguis bonus) brachte es trotz allem guten Willen nicht zu einem gedeihlichen Fortschritt im klassischen Studium und gab das Studium nach vier Jahren auf. Die Mutter war klug genug, dem Ratschluß Gottes sich demütig zu beugen und nicht ihren Plan durchsetzen zu wollen. Sie glich hierin glücklicherweise nicht jener Mutter gleichen Namens, die ihrem Sohne schon in den Kinderjahren die Rute gab, wenn er sagte, er wolle nicht Pfarrer



werden, und die es dem Schreibenden nie verzeihen konnte, daß er ihren Sohn nicht in ähnlicher Weise bearbeitete, sondern ihm half, seinen Beruf frei zu wählen. Gebrach es Josef an Intelligenz zu wissenschaftlicher Ausbildung, so hatte er doch eine schöne Begabung für Zeichnen und Malen und auch Freude daran, und hätte man ihm gleich nach dem Aufgeben des Studiums Gelegenheit geboten, sich nach dieser künstlerischen Seite etwas auszubilden, so wäre vielleicht sein Lebenslauf hemmungsloser ausgefallen und er hätte neben dem Beruf eines Wirtes, worin er seinen Eltern nachfolgte, auch der Öffentlichkeit noch in weit größerem Maße dienen können. Josef Koller hat sich als christlicher Wirt betätigt; es ist dies auch ein wichtiges apostolisches Amt. Seiner Sodalenmutter von Sarnen blieb er immer treu. Sie hat ihn, wie wir hoffen dürfen, nach kurzer und schwerer, aber mit erbaulicher Geduld ertragener Krankheit heimgeholt. R. I. P. P. Thomas.

*Zeugherr Albert Omlin, Sarnen (1864—1866).*

Der Senior unserer ehemaligen Studenten, ein Mann gleich einer Wettereiche, bis ins hohe Alter ungebeugt an Körper und Geist, starb unerwartet, nicht durch Krankheit, sondern infolge eines Schlaganfalles am 18. Dezember 1941. Herr Albert Omlin war landauf und landab bekannt unter dem Namen Zeugherr Omlin. Dieser Titel bezeichnete aber nur einen kleinen Teil seiner Tätigkeit; denn es gab fast kein Amt, das die Gemeinde vergeben konnte, das er nicht kürzer oder länger bekleidet hätte. Er amtierte viele Jahre als Kantonsrichter und Vizepräsident des Kantonsgerichtes und wäre ohne Zweifel auch in den Regierungsrat gekommen, wenn nicht sein Vater, Landammann Omlin, und, nach dessen Tode, der Schwager, Herr Dr. P. A. Ming, ihm den Weg versperrt hätten. Er war wohl kein Sesseljäger, aber gut präsentiert hätte er sich auch in diesem Rat. Omlin war eine Autorität auf dem Gebiete der Viehzucht. Herr Landammann von Moos sel. sagte einmal an der Landsgemeinde: »Wir sind ein Viehland«, er wollte wohl sagen: Viehzucht und, was drum und dran ist, macht den Haupterwerb und Wohlstand des Landes aus, und wenn Obwalden mit seinem schönen Vieh an der Spitze marschiert, hat gerade Herr Omlin sel. ein Hauptverdienst daran. Auch andere Kantone zogen ihn als Experten bei.

Herr Omlin war eine gesellschaftliche Natur, die sich herrlich vor allem auf musikalischem Gebiete auswirkte. Musik war im Hause Omlin Stammgast, und nicht nur zur Veredelung des Familiengeistes diente die Kunst, sondern sie wurde auch in den Dienst der Allgemeinheit ge-

stellt. Wenn Herr Omlin seinen gewaltigen Baß, sei es im Solo oder im Duett, mit den Tenoristen Oberförster Kathriner und Willy Imfeld sel. ertönen ließ, war es ein Hochgenuß für den Zuhörer; er hätte auch ein verwöhntes Stadttheaterpublikum hinreißen können. Die gesellschaftliche Ader kam ihm vor allem auch zugut in seinem Beruf als Schwendi—Kaltbad-Hotelier. Fast 40 Jahre lang führte er mit seiner Familie dieses einsame Sommer-Berghotel, wohin eine vornehme Gesellschaft aus Luzern und Umgebung alljährlich kam, um Ruhe und Abspannung zu suchen und sie auch wirklich fand. Dafür sorgte das prächtige Erzählertalent des Hoteliers, der Land und Leute kannte wie kein zweiter und aus dem reichen Schatze seines Wissens zu schöpfen verstand wie ein feiner Novellist. Schade, daß sein diesbezügliches Wissen nicht zu Papier kam. Der Schreibende lauschte ihm oft und gern und ermunterte ihn, ein Tagebuch zu schreiben, oder wenigstens einem seiner Kinder zu diktieren. Mit Zeugherr Omlin ging ein großer Heimatkenner zu Grabe. — Herr Omlin besuchte unser Kollegium in den Jahren 1864—66, setzte dann das Studium in Engelberg und St. Maurice fort und gründete anno 1884 mit Frl. Burch aus der Schwendi eine vorbildliche Familie, aus der zehn Kinder hervorgingen. Die Kinder sind alle in schönen Stellungen. Der jüngste Sohn, P. Ephrem O. S. B., in Engelberg, dem Vater in der Stimme am ähnlichsten, hat zu Rom in der Kirchenmusik doktriert. — Mit Zeugherr Omlin, der das patriarchalische Alter von 90 Jahren erreichte, dürfte nicht nur der älteste Zögling des Kollegiums, sondern vermutlich auch der bejahrteste Mann der Dorfschaft Sarnen gestorben sein. R. I. P.

P. Thomas.

*Dr. Balz Helfenstein, Luzern (1906—1910).*

Der Weihnachtszauber des Friedens lächelte am 23. Dezember schon heiter in der Seele, als das Telephon den Heimgang von Dr. Balz Helfenstein ins Ohr kreischte.

Die Kunde schmerzte weh! Wenn sich Menschen lange 30 Jahre wahrhaftige Brüder waren, wenn Menschen die gleichen sonnigen Bilder froher Jugend -und Mannestage selig in den Herzen tragen, dann breitet das Sterben des Freundes das Düstergrau des Leids auf die Seele...

Balz Helfenstein, der so tüchtige Verwalter der Brandversicherungsanstalt des Kantons Luzern, war wie selten ein Altsarner mit seinem Kollegium verklammert. Der Zwang der Dankbarkeit, der Freundschaft, der geistigen Verbundenheit führte den lieben Heimgegangenen immer



und immer wieder nach Sarnen in sein Kollegium, dessen Leid er trauernd mitfühlte und dessen Freud er frohsam mitlebte. Und wenn gar die rote Mütze das schütterte Haupthaar des Balz zierte, dann frohlockte Stolz. Der Stolz, ein aus dem Sarner Kollegium herausgewachsener, geistig emsiger, beruflich pflichtbewußter Mann geworden zu sein. Und mit diesem Stolz verschwisterte sich so rührend sichtbar der Stolz seiner benediktinischen Lehrer ob ihrem charakterlich und beruflich so prächtigen Balz!

Auf dem so frühen Wintergrab des Heimgegangenen leuchtet mild und unauslöschlich die Weihnachtskerze der Treue, der Freundschaft, des Friedens...

Caspar Diethelm.

## Personalnachrichten

### Geistliche Ämter und Würden

Der neue Churer Oberhirte Christianus Caminada hat den H. H. Benedikt Venzin, Kanonikus und Pfarrer der Erlöserkirche, zum Domdekan und zu seinem Generalvikar ernannt. — H. H. Robert Prinz, bisher Moderator und Ökonom im Priesterseminar Chur, wurde zum Domherr und Domkustos bestellt. — H. H. Markus Arnet, Pfarrer in Zwingen, erhielt seine Ernennung zum Dekan. — H. H. Alfred Hegelbach, bisher als Pfarresignat in Eschenbach tätig, ließ sich wieder als Pfarrer nach Ernetschwil wählen. — H. H. Heinrich Frei, O. S. B., hat als erster Pfarrvikar das neue Pfarrhäuschen Bennau bezogen. — H. H. Vikar Albert Dillier kommt als Pfarrer nach Äschi, Kt. Solothurn. — H. H. Max Zeller wurde zum Präfekten des Kinderasyls Iddaheim in Lütisburg gewählt. — H. H. P. Leo Baumeler, O. S. B., Spiritual von Hermetschwil, feierte am St. Agathatag im Kreise seiner Mitbrüder in Sarnen das 70. Geburtsfest. — H. H. Pfarrer Johann Leu konnte in Knutwil sein silbernes Pfarrjubiläum begehen.

### Wahlen und Berufungen

Herr Regierungsrat Dr. Luigi Albrecht, Chur, rückte zum Präsidenten des Regierungsrates vor. — Herr lic. iur. Josef Burkhard von Eich, bisher Amtsgerichtsschreiber und Rechtsanwalt in Sursee, ist kantonaler Polizeihauptmann von Luzern geworden. — Ihre Berufung erhielten: Herr Oberrichter Dr. Eugen Isele, Schaffhausen, zum Richter des eidgenössischen Versicherungsgerichtes; Herr Rechtsanwalt Jean Jobé zum Vorsteher des Betreibungs- und Konkursamtes von Pruntrut; Herr Leo Omelin vom Flüeli-Ranft zum Obergerichtsschreiber in Sarnen; Herr lic. iur. Josef Dobler von Meistersrüti zum Untersuchungsrichter des Kantons



Der neue Generalvikar von Chur

Appenzell I. Rh. — Herr lic. iur. Richard Kammerlander von Amriswil wurde Sekretär der wirtschaftspolitischen Abteilung des Schweizerischen Wirteverbandes.

### Militärische Beförderungen

Der Bundesrat beförderte Herrn Kantonsrichter Dr. Josef Lenzlinger in St. Gallen, Großrichter der 7. Division, zum Oberst der Militärjustiz. — Herr Dr. med. Thomas Rust von Walchwil wurde Hauptmann der Sanität. — Oberleutnant Paul Küng erhielt mit Neujahr seine Beförderung zum Fliegerhauptmann. — Die Familie Koch-Hug, Autos, Luzern, weist nun vier Offiziere auf: Max Koch wurde Hauptmann der Motortruppen; Armin Koch Oberleutnant der Motorisierten-Leichten Truppen; Otto Koch Leutnant der Motortruppen; (Franz Koch ist schon seit 5 Jahren Haupt-



mann der Motortruppen). — Herr Dominik Dusser, Schwyz, erwarb das Leutnantsbrevet als Verpflegungs-offizier.

### **Examen**

H. H. Alois Gügler von Risch, Adjunkt der Caritaszentrale in Luzern, hat an der Universität Fribourg mit höchster Auszeichnung das Doktorat der Philosophie gemacht. Seine Dissertation handelt über eine wichtige Frage der pädagogisch-religiösen Jugendpflege und Jugendhilfe. — Herr Guido Piotti von Mendrisio hat das 2. pharmazeutische und Herr Josef Dinkel von Eiken das 1. medizinische Prope bestanden.

### **Akademisches**

In Olten hat sich eine Altherren-Sektion des Schw. St. V. gebildet mit Stammlokal im Hotel Merkur (nahe beim Bahnhof). — Herr Alfred Müller, cand. med., wurde zum Präsidenten der farbentragenden Studentenschaft der Universität Basel gewählt. Seine programmatische Ansprache fand auch in andern Kreisen viel Beachtung. — Herr Hermann Specker ward zum Präsidenten des Korporationsverbandes an der Hochschule Fribourg auserkoren.

### **Verlobung**

Herr Ingenieur Franz Stockmann, Landegg, Sarnen, und Fräulein Hedwig Egger, Kerns, grüßen als Verlobte.

### **Vermählungen**

Herr Oberichter Dr. Eugen Isele, Schaffhausen, trat mit Fräulein Gertrud Henzen, Fribourg, im Christmonat an den Traualtar. — Herr Claude Genoud, Châtel-St. Denis, reichte Fräulein Trudy Bäumli die Hand zum Lebensbund.

### **Familienzuwachs**

Herr und Frau Professor Dr. Robert Keist-Schnyder, Zürich, melden hocheifreut die Geburt einer Tochter Ziska Maria. — Herr und Frau Nicolas de Weck geben Kunde von der glücklichen Geburt ihrer Tochter Verena Maria Emmanuele. — Freudig begrüßen ihren Stammhalter: Herr und Frau Alois und Hilde Stockmann-von Matt, Sarnen; Herr und Frau Dr. med. Jean Jeger-Pianta, Chur; Herr und Frau Emil Bernhardsgrüter-Capaul, Wattwil.

Allseits herzliche Glückwünsche!

---

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 30. März 1942.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. P. Bernard Kälin, Rektor.

Dr. P. Bonaventura Thommen.

Druck: Buchdruckerei Louis Ehrli & Cie., Sarnen.

Verlag: Kollegium Sarnen.

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal während eines Schuljahres.

Bezugspreis: Fr. 2 50, Postscheck VII 6875, Kollegi-Chronik, Sarnen.